

vermeintlichen Bräutigam kennengelernt hatten, der sich als Braut entpuppte, fuhren sie einträchtig zum Flughafen, ohne sich zu verabschieden, und verweigerten so ihre Teilnahme an dem bevorstehenden Frevel.

»Du hattest recht, Mussja«, fauchte Sarifa, als ihr Sekretär sie informierte, dass ihre Verwandten allesamt zum Flughafen Schiphol aufgebrochen seien — »ich habe sie falsch eingeschätzt. Said hat mich vergöttert, als ich klein war, er ist fünfzehn Jahre älter als ich, er war für mich wie ein Vater. Besser als mein Vater. Ach, hol sie der Teufel!«

Sie zuckte die Achseln, ging in die nächstgelegene Homo-Bar und lud alle Anwesenden zu ihrer Hochzeit ein. Der Tisch für vierzig Personen füllte sich am nächsten Tag mit ihren wenigen Amsterdamer Bekannten und Wildfremden aus der Bar: Schwulen, Transvestiten und Individuen undefinierbaren Geschlechts, eher männlich als weiblich. Sie sahen wunderschön aus, beinahe bühnenreif, mit buschigen Federn und klirrendem Schmuck. Auch von ihnen gab es Fotos, allerdings nicht an der Wand, sondern in einem Album, das jedem gezeigt wurde, der sich für die gemeinsame Biographie von Mussja und Sarifa interessierte.

Während Sarifas Krankheit hatte Mussja stark abgenommen, nun ähnelte sie noch stärker als früher einem langhalsigen, bauchigen Krug. Sie aß kaum noch. An jenem Abend blickte sie in den Kühlschrank, er war voller Essen, doch Mussja wehte daraus nur eine ungenießbare Kälte an. Sie duschte und ging ins Bett. Sie schlief sofort ein, ohne jeden Gedanken und jede Vorahnung, die waren in ihr abgestorben, es existierten nur noch Sarifas tägliche Anordnungen, die sie gewissenhaft umsetzte.

Sie erwachte vom Klingeln des Telefons. Ihr Herz begann zu hämmern — ein so früher Anruf verhiess nichts Gutes. Sie griff nach dem Hörer. »Hallou!« Said, sie wusste es sofort. Er sagte, er sei schon in Moskau, werde um 8:20 Uhr abfliegen und drei Stunden später in Larnaka eintreffen. Sie sollten ihn abholen ... Ja, ja, natürlich, wir holen Sie ab ...

Sie rief Katja im Krankenhaus an. Die sagte, Sarifa sei im OP, zum Katheterwechsel, und den Sekretär habe sie angewiesen, gleich am

Morgen zur Bank zu fahren.

»Wastunwastunwastun«, flüsterte Mussja mit ausgetrockneten Lippen. Sie war es seit langem nicht mehr gewohnt, Entscheidungen zu treffen, nicht einmal bei der Wahl ihrer Kleidung. Nun aber lag eine ungeheure Aufgabe vor ihr, die all ihren Kummer überschattete: Sie musste Said abholen, der sie hasste, sie musste selbst zum Flughafen fahren, und was sollte sie ihm sagen, was würde er sagen ... und was sollte sie anziehen ... Sarifa war im OP, Mussja konnte niemanden fragen. Said war schon auf dem Weg hierher ... er war schon in der Luft, kam näher ... diese aserbaidshanischen Männer ... die waren noch schlimmer als die armenischen ... Sie hatte Said nur ein einziges Mal gesehen, damals, als er nach Amsterdam gekommen war, kurz vor der Hochzeit, er hatte sie wütend angeblickt, war aufgestanden und mit Sarifas gesamter Sippe wieder verschwunden ... schrecklich ...

»Sag Sarifa, ich sitze schon im Auto. Ich fahre Said abholen.«

Mussja erkannte ihn sofort — er war grauhaarig, breit und ziemlich klein, aber dennoch attraktiv. Seine Nasenspitze war leicht abwärts gebogen, das Kinn wie bei Sarifa leicht aufwärts, und in der Mitte saß das gleiche Grübchen wie bei ihr. In seinem schwarzen Anzug und den Sandalen sah er so absurd aus, dass sich die Griechen nach ihm umsahen. Zudem war er mit Plastiktüten behängt und zog eine knallbunte Tasche auf Rädern hinter sich her, aus der eine riesige eingewickelte Rolle ragte. Als Mussja ihn entdeckte, hätte sie beinahe losgeheult, so sehr ähnelte er Sarifa. Allerdings hätte er dem Aussehen nach ihr Vater sein können.

Mussja ging auf ihn zu. »Guten Tag, Said, ich will Sie abholen. Sarifa hat mich geschickt.«

»Warum ist sie denn nicht selber gekommen?«

Mussja lächelte ihr schüchternes Lächeln.

»Ihr geht es nicht gut. Sie liegt im Krankenhaus. Wir fahren erst zu ihr, dann bringe ich Sie zu uns nach Hause oder ins Hotel, was Ihnen lieber ist ... Warten Sie hier, mein Auto steht auf dem Parkplatz. In fünf Minuten bin ich bei Ihnen.«

Der BMW war zwar groß, sein Kofferraum allerdings bot wenig Platz. Sie verstauten Suids Tüten. Er klappte den Trolley zusammen

und stopfte die riesige, in schmutzdeliges Segeltuch gehüllte Rolle in den Kofferraum. Lange fuhren sie schweigend, schließlich fragte Said: »Was hat sie denn?«

»Krebs«, antwortete Mussja kurz.

»Das ist schlecht. Alle sterben sie an Krebs. Vater ist an Krebs gestorben, Vaters Vater auch. Und sein Vater am Magen. Wahrscheinlich war das auch Krebs, das wussten sie bloß damals nicht.«

Zwei Stunden später betrat Said das Krankenzimmer, in das Sarifa gerade aus dem OP zurückgekehrt war. Ihre natürliche Bräune verlieh ihrem gelb gewordenen Gesicht einen Walnusston. Sie öffnete die Augen und erblickte ihren Bruder. Seine Augen waren starr vor Schreck.

»Ah, du bist da. Geht alle raus. Ich muss mit ihm reden.«

Mussja, Katja und die Krankenschwester gingen nacheinander hinaus und schlossen die Tür. Mussja blieb davor stehen und lauschte, konnte aber nichts hören — die beiden sprachen zu leise.

Anschließend fuhr Mussja den versteinerten Said ins Hotel. Zu ihnen nach Hause wollte er nicht, und sie atmete erleichtert auf.

Am nächsten Abend landete Shenja Raichman auf dem Flughafen Larnaka. Sie mietete einen Wagen und fuhr zum Haus der beiden, das sie von früheren Besuchen kannte. Die Haushälterin Katja nahm sie in Empfang und rief Mussja im Krankenhaus an. Die fragte Sarifa, ob Shenja gleich ins Krankenhaus kommen solle, und Sarifa beorderte Shenja sofort zu sich. Also fuhr Shenja hin.

Wieder schickte Sarifa alle hinaus.

Als sie mit Shenja allein war, sagte sie: »Gut, dass du gekommen bist, ich habe drei wichtige Fragen an dich.«

Shenja, die auf den ersten Blick erfasste, wie es stand, schaffte es nicht, in ihrer üblichen Weise mit einem albernen Scherz zu reagieren. Sie setzte sich zu Sarifa und stellte ihr die unangebrachte, ja, dumme Frage: »Wie geht es dir?«

»Das siehst du doch, oder? Ich krepriere. Aus, Sense. Und deshalb habe ich ein paar Fragen an dich. Du bist unsere klügste Freundin ...«

Shenja erschrak — nicht, weil Sarifa im Sterben lag, und nicht, weil sie selbst das wusste. Sie hatten einmal zusammengewohnt, in

derselben Wohnung in Marjina Roschtscha, damals hatte Sarifa ein Zimmer bei Shenjas Tante gemietet, ihr erstes Moskauer Zuhause, und sie kannten einander sehr gut. Es geht bestimmt um Geld, um Besitz, dachte Shenja erschrocken. Irgendeine komplizierte Aufteilung, eine Manipulation, eine Trickserei, für die Sarifa großes Talent hatte und gegen die Shenja lebhaftes Abneigung empfand.

Auf keinen Fall, entschied Shenja in Gedanken. Ich werde sagen, sie soll ein Testament schreiben, ja, das werde ich ihr sagen ... Nervös wartete sie auf die Frage.

Sarifa hob ein wenig den Kopf.

»Sag mal, Shenja, was meinst du, was bedeutet Intelligenza?«

Shenja atmete die kühle klimatisierte Luft ein und wieder aus. Ist sie verrückt geworden? Oder habe ich was falsch verstanden?

»Die Intelligenza?«, fragte Shenja zurück, unsicher, ob sie sich verhört hatte, aber auch ein wenig erleichtert.

Sarifa schloss die Augen, und nun war erkennbar, wie tief sie eingesunken waren. Der Tod hatte Sarifa bereits geschminkt — schwarze Schatten unter den Augen, die aufgeworfenen Lippen dunkel und ausgetrocknet, die Schläfen eingefallen ... Shenja sah, dass Sarifa müde war, sehr müde. Als sie die Augen schloss und verstummte, wirkte sie wie tot.

»Weißt du, ich bin nicht sicher, ob die Intelligenza überhaupt noch existiert. Aber wenn es sie mal gab, denke ich, lässt sie sich am ehesten definieren als Schicht gebildeter Menschen, deren Antrieb nicht Eigennutz ist, sondern das Gemeinwohl.«

Über Sarifas Gesicht huschte ein Schatten von Unzufriedenheit.

»Nein, das denke ich nicht.«

Dann öffnete sie die Augen und fragte, im Ton eines Lehrers, der einen Schüler prüft: »Sag mir, was unterscheidet Armenier und Aserbaishaner? Also, nicht, was die Leute auf der Straße dazu sagen, nein, wissenschaftlich. Du bist doch Genetikerin.«

Shenja, die nicht gläubig war und taub für religiöse Konstrukte jeder Art, betete zum ersten Mal im Leben: Hilf mir, Herr! Hilf mir, ich kann nicht ...

»Meinst du das ernst?«

»Ja. Vollkommen ernst. Ich wollte dich das schon lange fragen, aber dafür war nie Zeit.«

»Dann hör zu. Ich halte dir einen kleinen Vortrag ... Inzwischen gilt es als erwiesen, dass die kognitiven und mentalen Eigenschaften genetisch programmiert sind. Doch die individuellen Besonderheiten sind recht breit gefächert und werden von Genvarianten bestimmt. Und die Häufigkeit bestimmter Genvarianten in einer Population ...«

»Einfacher«, bat Sarifa ganz leise.

»Ich versuch's. Die häufigsten ›Verhaltens‹-Allele, also Varianten ein und desselben Gens in einer Population, bestimmen das, was man als Nationalcharakter bezeichnet.«

»Noch einfacher bitte. Ich möchte das unbedingt verstehen.«

Shenja verstummte und flehte mit der ganzen Kraft eines in die Enge getriebenen Menschen den Himmel an.

»Also, ein Beispiel: Erst vor kurzem wurde entdeckt, dass es Gene gibt, die Kampfeslust und Friedfertigkeit bestimmen. Am friedfertigsten sind demnach angeblich die Angehörigen des Stammes San in Südafrika, am kampfeslustigsten die Yanomami-Indianer in Südamerika. In einem Gen der Yanomami findet sich, anders als bei den San, die Mutation 7R, und die macht sie so kampfeslustig und aggressiv ...«

»Shenja, du sollst mir von Armeniern und Aserbaidshanern erzählen ... nicht von Indianern.«

Die kühle Luft aus der Klimaanlage traf direkt auf Shenjas Hals, dennoch wurde ihr plötzlich heiß.

»Weißt du, neben den rein genetischen Faktoren gibt es noch ethnografische und historische, doch das, was man als ›Nationalcharakter‹ oder als ethnopsychologische Besonderheiten bezeichnet, wird von den in einer Population am häufigsten anzutreffenden ›Verhaltens‹-Allelen bestimmt ...«

»Ach, verdammt!«, schnaubte Sarifa, und ihre Stimme klang fast energisch, »erklär mir, warum kann man Armenier und Aserbaidshaner nicht zusammen an einen Tisch setzen?«

»Das ist keine Frage der Genetik, das ist ein soziokulturelles Problem, denke ich ...«

»Auch darauf hast du also keine vernünftige Antwort. Ungenügend, setzen. Dann sag mir ganz ehrlich: Bin ich ein guter Mensch?«

Shenja überlegte einen Augenblick: Sie liebte Sarifa, aber sie wusste, dass Sarifa sehr verschieden sein konnte, manchmal war sie